

# Perspektiven bayerisch-schwäbischer Literaturgeschichte

Herausgegeben von  
Thomas Groll und Klaus Wolf



Kunstverlag Josef Fink

Vordere Umschlagseite: Joseph Bernhart und Sebastian Sailer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2015

Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg i. Allgäu

ISBN 978-3-89870-972-9

Bildnachweis:

Archiv der Herausgeber S. 77, 242, 261

Joseph-Bernhart-Bildarchiv S. 132, 260

Gertrud-von-le-Fort-Archiv S. 190

Archiv des Bistums Augsburg S. 237

Badische Landesbibliothek S. 254

Layout: Georg Mader, Weiler im Allgäu

Druck: Holzer Druck und Medien, Weiler im Allgäu

Kunstverlag Josef Fink

Hauptstraße 102 b

88161 Lindenberg i. Allgäu

Telefon (0 83 81) 8 37 21

Telefax (0 83 81) 8 37 49

Internet: [www.kunstverlag-fink.de](http://www.kunstverlag-fink.de)

E-Mail: [info@kunstverlag-fink.de](mailto:info@kunstverlag-fink.de)

# Hiltbolt von Schwangau und Ulrich von Türheim: Mittelalterliche Literatur im regionalen und interregionalen Kontext

VON ROBERT STEINKE

## **I. Regionalität und Interregionalität mittelalterlicher Dichtung**

Dass literarische Werke niemals im luftleeren Raum entstehen, sondern in ihrer Genese wie ihrer Rezeption stets in einen historischen gesellschaftlichen Kontext eingebunden sind, gilt für alle Epochen der Literaturgeschichte. Für die Literatur des Mittelalters trifft dies aber in überaus starkem Maße zu, da hier Literaturproduktion und -verbreitung besonders abhängig von den persönlichen Beziehungen des Autors waren: Sofern es sich bei ihm nicht um einen reichen adligen Dilettanten oder einen Klosterangehörigen handelte, war der Verfasser aufgrund des Fehlens von Formen und Möglichkeiten der Literaturvermarktung vor dem Buchdruck angewiesen auf die wirtschaftliche Versorgung durch einen Mäzen oder einen Auftraggeber, deren persönliche Neigungen und Wünsche wiederum Form und Thema des literarischen Werks wesentlich beeinflussten. Doch auch über die Zwänge der Auftragsarbeit hinaus war der Autor in seinen Kenntnissen der zeitgenössischen literarischen Diskurse von dem abhängig, was ihm von seinem Gönner zur Verfügung gestellt wurde oder was ihm selbst als Zuhörer bekannt gemacht wurde. Und umgekehrt war auch die Verbreitung und Rezeption der eigenen Werke angewiesen auf das eigene Beziehungsnetzwerk sowie das des Auftraggebers, in dessen Hand das Werk nach seiner Fertigstellung überging.

So ist der Wirkungskreis mittelalterlicher Autoren durch die Unmittelbarkeit des Literaturbetriebs zunächst unvermeidlich regional fokussiert. Doch auch dann, wenn der Dichter durch Reisen oder die Verbreitung seiner Werke weitere Bekanntheit erlangte, er also über den regionalen Kontext seines unmittelbaren Wirkens hinausgriff, bedeutete dieses Hinausgreifen lediglich das Eintreten in neue, wiederum regionale Kommunikationsstrukturen. Die regionale Literaturgeschichtsschreibung findet seit einiger Zeit das stetig wachsende Interesse der germanistischen Mediävistik,<sup>1</sup> da sie die besonderen Produktions- und Verbreitungsbedingungen mittelalterlicher Literatur aufzeigen kann:

Der große Vorteil regionaler Literaturgeschichte ist in ihrer Möglichkeit zu sehen, sich intensiver und differenzierter, als dies der allgemeinen Literaturgeschichte naturgemäß möglich ist, auf [...] Fragen und Ergebnisse benachbarter Disziplinen einzulassen, die auf ein genaueres Verständnis der Entstehungsbedingungen, der funktionalen Gebundenheit oder der Distributionsformen mittelalterlicher Literatur hinführen.<sup>2</sup> Um die genannten Produktions- und Rezeptionskontexte mittelalterlicher Literatur zu erfassen, bietet sich aber besonders

<sup>1</sup> Vgl. z. B. MAX SILLER, *Territorium und Literatur. Methoden und Aufgaben einer regionalen Literaturgeschichtsschreibung des Mittelalters und der Frühneuzeit*, in: *Geschichte und Region / Storia e regione* 1 (1992), S. 39–84; FRITZ PETER KNAPP, *Die Literatur des Früh- und Hochmittelalters in den Bistümern Passau, Salzburg, Brixen und Trient von den Anfängen bis zum Jahre 1273 (Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart 1)*, Graz 1994; DERS., *Die Literatur des Spätmittelalters in den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol von 1273 bis 1439 (Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart 2)*, 2 Halbbde., Graz 1999/2004; JENS HAUSTEIN, *Literaturgeschichte der Region. Das Beispiel Thüringen*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 34 (2002), S. 167–180; *Regionale Literaturgeschichtsschreibung. Aufgaben, Analysen und Perspektiven*, hg. von HELMUT TERVOOREN und JENS HAUSTEIN (*ZfdPh-Sonderheft* 122), Berlin 2003; HELMUT TERVOOREN, *Van der Masen tot op den Rijn. Ein Handbuch zur Geschichte der mittelalterlichen volkssprachlichen Literatur im Raum von Rhein und Maas*, Berlin 2006; KLAUS WOLF, *Gab es eine Literaturpolitik der Agilolfinger? Ein Beitrag zur regionalen Literaturgeschichtsschreibung*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 246 (2009), S. 283–292.

<sup>2</sup> HAUSTEIN [Anm. 1], S. 172.

der Begriff der ‚Interregionalität‘ an. Dieser betont gerade die Vernetzung verschiedener literarischer Regionen auch über damalige Sprach- und heutige Nationalstaatsgrenzen hinweg:

Die mittelalterliche Literatur kannte keine nationalstaatlichen Scheidelinien. Sie war einerseits universal ausgerichtet unter dem Firmament der lateinischen Antike und der christlichen Heilserwartung, sie war andererseits auf regionale und lokale Wirkungsfelder konzentriert. [...] Was im Mittelalter zur deutschen Literatur zu rechnen ist, hat sich in immer neuen Übertragungsleistungen über Sprach- und Regionalgrenzen hinweg konstituiert und ist nicht denkbar ohne die weit- und engmaschigen Vernetzungen mit lateinischer, provenzalischer, französischer, skandinavischer und anderer Literatur.<sup>3</sup>

Mittelalterliche Autoren bewegten sich also in einem Spannungsfeld zwischen regionalem Aktionsraum einerseits, der sich jedoch zu einem eher poly- als überregionalen Wirkungskreis erweitern konnte, und interregionalen Verknüpfungen durch die Teilhabe an europäischen literarischen Diskursen und die Übernahme bestimmter Formen, Stoffe und Motive andererseits.

Diese regionalen und interregionalen Kontexte sollen im Folgenden am Beispiel zweier Autoren aus dem heutigen Bayerisch-Schwaben, dem östlichen Teil des mittelalterlichen Herzogtums Schwaben, dargestellt werden: Hiltbolt von Schwangau und Ulrich von Türlheim. Zunächst sollen beide Dichter in ihrem lokalen und regionalen Wirkungskreis verortet werden, anschließend erfolgt der Versuch einer sprachlichen Verortung zwischen lokaler Mundart und überregionaler mittelhochdeutscher Literatursprache, die Kontextualisierung der jeweiligen Werke in der deutschen und europäischen Literatur ihrer Zeit und zuletzt ein Ausblick auf das Fortwirken der Dichter in der Rezeption ihrer Werke.

<sup>3</sup> HARTMUT KUGLER, Vorbemerkungen, in: *Interregionalität der deutschen Literatur im europäischen Mittelalter*, hg. von DEMS., Berlin/New York 1995, S. 1–9, hier S. 3 f.

## II. Reale und fiktive schwäbische Literaturkreise

Obwohl die historischen Personen hinter den Autoren Hiltbolt von Schwangau und Ulrich von Türheim nicht mit letzter Sicherheit eruiert werden können, scheint deren Herkunft aus dem bayerisch-schwäbischen Raum gesichert: Hiltbolt, dessen Herkunftsbezeichnung in den Minnesanghandschriften als *v(on) Swanegou* (Weingartner Liederhandschrift B) bzw. *vo(n) Swane-gōi* (Große Heidelberger Liederhandschrift C) angegeben wird, stammt vermutlich aus dem schwäbischen Ministerialengeschlecht der Schwangauer, benannt nach ihrem Stammsitz unweit von Füssen.<sup>4</sup> Zwar finden sich in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts mehrere Familienangehörige mit dem Namen Hiltbolt, jedoch gerade nicht innerhalb des für die Entstehung der unter diesem Namen überlieferten Minnelieder als am wahrscheinlichsten angenommenen Zeitraums 1190–1210.<sup>5</sup> Im Falle Ulrichs fällt die konkrete historische Verortung im Vergleich leichter; der Autor nennt sich in seinen Werken mehrfach selbst mit Namen, so z. B. im ‚Rennewart‘: ich von *Türheim Ūlrich* (v. 160). Bei diesem Türheim handelt es sich um den heutigen Ortsteil Unterthürheim der Gemeinde Buttenwiesen im Landkreis Dillingen. Es herrscht in der Forschung Konsens darüber, dass dieser Ulrich von Türheim identisch ist mit einem gleichnamigen Zeugen, der in den Jahren 1236 und 1244 in zwei Augsburger Urkunden nachweisbar ist.<sup>6</sup> Damit ist nicht nur die Herkunft, sondern auch der dauerhafte Aufenthalt Ulrichs im Ostschwäbischen belegt, was die Entstehung seiner literarischen Werke am selben Ort ebenfalls wahrscheinlich macht.

Für Ulrich ist eine Verbindung zum Umfeld der Stauferkönige Heinrich (VII.) (1211–1242) bzw. Konrad IV. (1228–1254) nachweisbar, jedoch interessanterweise nicht in politischer, sondern

<sup>4</sup> FRANZ JOSEF WORSTBROCK, in: <sup>2</sup>VL 4 (1983), Sp. 12–17, hier Sp. 12.

<sup>5</sup> Ebd., Sp. 13. Zu den historischen Zeugnissen vgl. CORD MEYER, *Die deutsche Literatur im Umkreis König Heinrichs (VII.)*. Studien zur Lebenswelt spätaustaufischer Dichter, Frankfurt a.M. [u. a.] 2007 (Kultur, Wissenschaft, Literatur 17), S. 198–219; die einzelnen Urkunden sind ediert in: *Regesten deutscher Minnesänger des 12. und 13. Jahrhunderts*, hg. von UWE MEVES, Berlin/New York 2005, S. 665–683.

<sup>6</sup> PETER STROHSCHNEIDER, in: <sup>2</sup>VL 10 (1999), Sp. 28–39, hier Sp. 28.

nur in literarischer Beziehung. In seiner ‚Tristan‘-Fortsetzung<sup>7</sup> schreibt er über die Anregung zur Weiterdichtung von Gottfrieds von Straßburg Romanfragment: *des hât mit vlîze mich gebeten / Kuonrât der schenke von Wintersteten, / daz ichz im ze liebe tuo* (v. 25–27). „Der schwäbische Ministeriale und Reichsschenk Konrad von Winterstetten gilt als einer der bedeutendsten Mäzene der späteren Stauferzeit“; neben Ulrich von Tûrheim, der ihn im ‚Rennewart‘ in seine Klage um verstorbene *vrîunde* (v. 25756–25789) aufgenommen hat, nennt ihn auch der Epiker Rudolf von Ems als seinen Auftraggeber.<sup>8</sup> Während JOACHIM BUMKE Konrad von Winterstetten als den „Mittelpunkt eines literarisch interessierten Kreises am Hof Heinrichs (VII.)“<sup>9</sup> bezeichnet, spricht PETER STROHSCHNEIDER aufgrund chronologischer Unsicherheiten etwas vorsichtiger von einem „literarischen Kommunikationszusammenhang in der Umgebung der staufischen Könige Heinrich (VII.) und Konrad IV., welcher anscheinend in dem Reichsschenken und maßgeblichen königlichen Berater Konrad von Winterstetten seine Mittelpunktfigur hatte“<sup>10</sup>.

Die Frage, welche mittelalterlichen Autoren dem literarischen Zirkel um Konrad zuzurechnen seien, ist in der Forschung seit langem diskutiert worden. Neben Ulrich von Tûrheim und Rudolf von Ems können wohl Burkhard von Hohenfels und Gottfried von Neifen als relativ gesichert angesehen werden; darüber hinaus ist Konrad aber verschiedentlich auch mit anderen Dichtern in Verbindung gebracht worden, die zum Teil weit über den Kreis der Staufer hinausreichen, namentlich dem Markgrafen Heinrich von Meißen, dem Schenken von Limburg, Ulrich von Singenberg, Otto von Botenlauben, Reinmar von Brennenberg, Albrecht von Haigerloch und Bigger von Steinach.<sup>11</sup> Früher wurde auch der Name Hiltbolts von Schwangau im Zusammenhang mit diesem literarischen Kreis Konrads von

<sup>7</sup> Ulrich von Tûrheim, *Tristan*, hg. von THOMAS KERTH (ATB 89), Tübingen 1979.

<sup>8</sup> MEYER [Anm. 5], S. 366f.

<sup>9</sup> JOACHIM BUMKE, *Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1300*, München 1979, S. 276.

<sup>10</sup> STROHSCHNEIDER [Anm. 6], Sp. 28.

<sup>11</sup> Vgl. dazu MEYER [Anm. 5], S. 376–379.

Winterstetten bzw. Heinrichs (VII.) genannt,<sup>12</sup> jedoch basierte diese Annahme auf einer Datierung der Lieder Hiltbolts in die Zeit nach 1220. Mittlerweile werden aufgrund der formalen Gestalt seiner Lieder diese Spätdatierung und auch die Verbindung Hiltbolts zum Stauferhof in der Forschung allgemein abgelehnt;<sup>13</sup> dennoch wird Hiltbold gelegentlich immer noch mit dem staufischen Literaturzirkel in Verbindung gebracht, was aber eher lokalpatriotischen Interessen geschuldet zu sein scheint.<sup>14</sup>

Stattdessen geht die Forschung heute davon aus, dass Hiltbold von Schwangau viel eher einem den schwäbischen Raum überschreitenden kulturellen Rahmen zuzurechnen sei:

Es wäre naheliegend anzunehmen, daß Hiltbold als Sproß einer staufischen Ministerialenfamilie dem staufischen Dichterkreis um Rudolf von Ems nahegestanden hat; das wird auch oft behauptet, aber seine enge Bindung nach Tirol hat Beziehungen ins Schwäbische verhindert.<sup>15</sup>

Zuletzt hat CORD MEYER eine Verbindung Hiltbolts zu den Staufern gänzlich in Frage gestellt und stattdessen die vorher schon erwogene Nähe zu den Grafen von Tirol nachdrücklich hervorgehoben: Demnach sei das Schwangauer Lehen der Welfen nach dem Tod Welfs VI. im Jahr 1191 nicht, wie bisher angenommen, in staufischen Besitz übergegangen, sondern vielmehr sei bereits ab 1167 ein Verkauf des Lehens an die Tiroler Grafen vorstellbar.<sup>16</sup> Damit entfiel für den Minnesänger Hiltbold auch die ver-

<sup>12</sup> Siehe bspw. EUGEN THURNHER, König Heinrich (VII.) und die deutsche Dichtung, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 33 (1977), S. 522–542, hier S. 526 f.; BUMKE [Anm. 9], S. 251.

<sup>13</sup> Vgl. CLAUDIA HÄNDL, Rollen und pragmatische Einbindung. Analysen zur Wandlung des Minnesangs nach Walther von der Vogelweide (GAG 467), Göttingen 1987, S. 226 f.; WORSTBROCK [Anm. 4], Sp. 12 f.; JOACHIM HEINZLE, Wandlungen und Neuansätze im 13. Jahrhundert (1220/30–1280/90) (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit II,2), 2. Aufl., Tübingen 1994, S. 20; MEYER [Anm. 5], S. 277.

<sup>14</sup> Vgl. z. B. HANS WELLMANN, Der Wangener Hof. Ein alter Dichterkreis im Allgäu, in: Der Schwabenspiegel 3 (2002), S. 203 f.

<sup>15</sup> HANS PÖRNACHER, Minnesänger Hiltbold von Schwangau, in: Schwangau. Dorf der Königsschlösser, hg. von WILHELM LIEBHART, Sigmaringen 1996, S. 343–357, hier S. 348; vgl. auch MEYER [Anm. 5], S. 227.

<sup>16</sup> MEYER [Anm. 5], S. 218 f.

meintliche Nähe zum staufischen Literaturkreis. Stattdessen ist er, wie auch VOLKER MERTENS meint, eher als dichtender Repräsentant der politischen Ambitionen der Tiroler Grafen anzusehen:

[D]er Graf von Tirol ist traditionsbewußt und doch auf der Höhe der Zeit. Seine politischen Aufsteigerinteressen manifestieren sich sowohl in der Art der Lieder, die an seinem Hof gesungen werden, wie in der Tatsache, daß man singt: so, wie es nur Kenner des höfischen Sanges können. Kulturell ist man den Höfen des Herzogs und des Königs mindestens ebenbürtig – vielleicht sollte das den Anspruch auf die Eintrittskarte in den Reichsfürstenstand zurückhaltend, aber deutlich artikulieren.<sup>17</sup>

Die beiden (bayerisch-)schwäbischen Autoren Hiltbolt von Schwangau und Ulrich von Türheim trennen also nicht nur rund ein halbes Jahrhundert Distanz ihrer Schaffensperioden, sie agierten auch in verschiedenen Wirkungskreisen. Während für Ulrich eine große dichterische und persönliche Nähe zu Konrad von Winterstetten und damit indirekt auch zum Hof der Staufer nachweisbar ist, erscheint für Hiltbolt eine Beziehung zu diesem mittlerweile als sehr unwahrscheinlich. Vielmehr muss wohl davon ausgegangen werden, dass es diese Verbindung womöglich nie gegeben hat und Hiltbolts Familie vielmehr im Umkreis der Grafen von Tirol zu verorten ist.

Da diese unterschiedlichen Herrschaftszusammenhänge sich durchaus auch in den literarischen Interessen niederschlagen, kann man in den jeweils von den Autoren gewählten Sujets einen Spiegel dieser politischen Konstellationen sehen. Während Hiltbolt, wie dargelegt, als epigonaler Nachfolger der klassischen Minnesänger den Ambitionen seiner Mäzene kulturellen Nachdruck verleiht, steht die Fortsetzung der großen Epen bei Ulrich von Türheim in der Kontinuität der staufischen Literatur der sogenannten Blütezeit.

<sup>17</sup> VOLKER MERTENS, Hiltbolt von Schwangau. Versuch über einen Minderdichter des 13. Jahrhunderts als Beitrag zu einer nachklassischen Ästhetik des Minnesangs, in: *bickelwort und wildiu mære*, hg. von DOROTHEE LINDEMANN, BERNDT VOLKMANNS und KLAUS-PETER WEGERA (GAG 618), Göppingen 1995, S. 294–312, hier S. 311.

### III. Otschwäbische Mundart und höfische Dichtersprache

Sprachwissenschaftliche Versuche, aus den Werken mittelalterlicher Autoren Rückschlüsse auf deren dialektalen Sprachgebrauch zu ziehen, sehen sich von vornherein mit zwei grundsätzlichen Problemen konfrontiert: Zum einen sind mittelalterliche Texte in nahezu keinem einzigen Fall in Form autographischer oder autorisierter Überlieferung erhalten, stattdessen sind sie das Resultat vielfältiger Abschreibeprozesse, während derer jeder einzelne Schreiber den Text seinen eigenen Sprachgewohnheiten anpassen konnte. Somit spiegelt die dialektale Färbung einer Handschrift mit viel höherer Wahrscheinlichkeit den Sprachstand des Schreibers als denjenigen des Verfassers eines Texts wider. Aus diesem Grund hat sich die historische Sprachwissenschaft bei der Untersuchung der Schreibart eines Autors vor allem auf die Reime (ein Großteil der fiktionalen und ein Gutteil der Gebrauchsliteratur des Mittelalters sind gereimt) konzentriert, von folgenden Überlegungen ausgehend: Reimende Wörter sind aufgrund ihrer Bindung aneinander vermeintlich ‚immun‘ gegen die dialektalen Anpassungen durch die Schreiber der Handschriften, so dass hier die Sprachgewohnheiten des Verfassers entweder trotz der sonstigen Anpassung an den Lautstand des Schreibers erhalten blieben oder diese Anpassungen noch heute in Gestalt unreiner Reime zu erkennen sind. Eine genaue Analyse der Reimgrammatik eines Autors kann also die regionalsprachliche Herkunft eines Dichters offenlegen. Dabei basiert die Methodik auf der Prämisse, dass in der hochmittelalterlichen Literatur im deutschen Sprachraum reine Reime das angestrebte Ideal gewesen sind, was aber nicht mit letzter Sicherheit verifiziert werden kann. Zum anderen wird die Suche nach mundartlichen Besonderheiten in den Reimen eines Autors maßgeblich durch den Umstand erschwert, dass diese offensichtlich bemüht waren, ihnen selbst als dialektal auffällig erscheinende Formen gerade zu meiden, und „sich bewusst vor provinziellen Reimen hüteten“.<sup>18</sup> Aus diesem Bemühen der Autoren um überregionale Verständlichkeit ihrer

<sup>18</sup> PETER VON POLENZ, *Geschichte der deutschen Sprache*, 10., völlig neu bearbeitete Aufl. von NORBERT RICHARD WOLF, Berlin/New York 2009, S. 49.

Texte entstand eine „über den Mundarten stehende“ Literatursprache, „die Ansätze zu einer Gemein- und Einheitssprache in sich birgt, so starke landschaftliche Verschiedenheiten sie auch noch aufweist.“<sup>19</sup> Entsprechend schwierig gestalten sich Versuche, den Texten der beiden Dichter Hiltbolt und Ulrich dialektale Merkmale ihrer ostschwäbischen Herkunft zu entnehmen. Im Gegensatz zu anderen mittelalterlichen Autoren, deren Herkunft nicht bekannt ist und über die deshalb nur spekuliert werden kann,<sup>20</sup> bietet sich hier immerhin der methodische Vorteil, nicht die Mundart des Verfassers aus den Reimen herleiten zu müssen, sondern stattdessen umgekehrt nach Spuren des bereits bekannten Dialekts suchen zu können. Sowohl Hiltbolt als auch Ulrich stammen aus dem ostschwäbischen Sprachraum, dem auf der westlichen Seite des Lechs gelegenen Teil des alemannischen Dialektgebiets an der Grenze zum Bairischen. So müssten also in den Reimen der beiden Autoren Spuren alemannischer Dialektmerkmale erkennbar sein.<sup>21</sup>

Augenfällig ist die Verwendung der Wurzelverben *gân* ‚gehen‘ und *stân* ‚stehen‘ bei Hiltbolt von Schwangau in der als alemannisch geltenden Form mit /â/ (im Unterschied zur bairischen Form mit /ê/). Gestützt wird dieser Befund, der ja letztlich auf die Sprache der beiden überliefernden Handschriften B und C (vermutlich aus Konstanz bzw. Zürich) zurückgehen könnte, durch die Verwendung dieser Varianten im Reim, wo Formen von *gân* und *stân* auf solche von *hân* und *lân* und auf *getân* und *rât* (Strr. VI,1; XVI,2; XVII,1 u. 3; XIX,3 u. 4; XXI,2; XXII,1 u. 2) reimen. Jedoch hält sich der Aussagewert dieser Feststellung in engen Grenzen, da sich wegen der vielseitigen Reimmöglichkeiten auch bairische Autoren der vermeint-

<sup>19</sup> HERMANN PAUL, *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, Hauptreihe 2), 24. Aufl. überarbeitet von PETER WIEHL und SIEGFRIED GROSSE, Tübingen 1998, S. 13.

<sup>20</sup> Wie etwa im Fall Walthers von der Vogelweide, vgl. GERHARD HAHN, in: *VL* 10 (1999), Sp. 665–697.

<sup>21</sup> Untersuchungsgrundlage sind für Hiltbolt von Schwangau die Lieder in der Ausgabe von CARL VON KRAUS, *Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts*, Bd. 1: Text, 2. Aufl. durchgesehen von GISELA KORNRUMPF, Tübingen 1978, S. 163–174; für Ulrich von Türheim die ersten 2000 Verse des ‚Rennewart‘, hg. von ALFRED HÜBNER (DTM 31), 2. Aufl., Berlin 1964.

lich alemannischen Formen mit /â/ anstelle derer mit /ê/ bedienten.<sup>22</sup>

Ganz ähnlich uneindeutig ist der Gebrauch kontrahierter Formen mit *-ei-* entstanden aus *-age-/-ege-* in den Strophen Hiltbolts. So handelt es sich bei den Reimen *herzeleit : treit* (Str. XII,1) und *leit : geseit* (Str. XVIII,2) um etymologisch unreine Reime: *leit* (< ahd. *leid*) weist alten Diphthong auf, während /ei/ in *treit* auf der Kontraktion von /age/ in *traget* bzw. *\*tregit* und *geseit* auf solcher in *gesaget* bzw. *\*segit* beruht. Jedoch ist das Kontraktionsprodukt /ei/ sowohl im Alemannischen als auch im Bairischen lautlich mit dem alten Diphthong /ei/ zusammengefallen. Anders verhält es mit dem aus /-ege-/ kontrahierten /ei/; dieses wurde von alemannischen Dichtern sowohl mit altem /ei/ als auch mit /ei/ < /age/ gereimt, wohingegen bairische Autoren altes /ei/ zwar mit aus /age/, nicht jedoch mit aus /ege/ kontrahiertem /ei/ reimen.<sup>23</sup> Damit würde nur ein Reim mit altem Diphthong /ei/ auf neues /ei/ < /ege/ auf alemannische Herkunft des Autors schließen lassen, indes findet sich ein solcher Reim in den Strophen Hiltbolts nicht.

Umgekehrt weist Str. XX,2 gar ein explizit bairisches Merkmal im Reim auf: So besitzt im Normalmittelhochdeutschen der reimende Vokal in *kan : getân* unterschiedliche Quantität, wohingegen im Bairischen hier kein lautlicher Unterschied vorhanden ist und somit ein reiner Reim vorliegt; bei alemannischen Autoren finden sich solche Reime nicht.<sup>24</sup> Somit deutet die einzige belastbare Auffälligkeit in den Reimen Hiltbolts gerade nicht auf alemannischen, sondern bairischen Dialekt. Dies bedeutet freilich nicht, dass deshalb die schwäbische Herkunft Hiltbolts in Frage zu stellen wäre; stattdessen wird hierin deutlich, dass bei Sprachgrenzen stets Zonen des Übergangs zwischen den distinktiven Merkmalen vorhanden sind. Die Gegend

<sup>22</sup> PAUL [Anm. 19], S. 269, Anm. 1.

<sup>23</sup> KONRAD ZWIERZINA, *Mittelhochdeutsche Studien*, in: *ZfdA* 44 (1900), S. 1–116, 249–316, 345–406, und *ZfdA* 45 (1901), S. 19–100, 253–313, 317–419, hier Bd. 44, S. 378.

<sup>24</sup> Ebd., Bd. 45, S. 68.

um Füßen liegt noch heute im Übergangsbereich zwischen alemannischem und bairischem Dialekt.<sup>25</sup>

Dies gilt – in etwas abgeschwächter Form – auch für die Heimat Ulrichs von Türheim im Nordwesten von Augsburg. Zunächst erkennt man bei Ulrich wie schon bei Hiltbolt im Reim eine Präferenz für die alemannischen Formen *gân* und *stân* gegenüber den bairischen Varianten *gên* und *stên* (v. 107/108, 907/908, 1177/78, 1539/40, 1549/50, 1581/82); lediglich einmal findet sich mit dem Reim *we : ste* (v. 1257/58) auch eine bairische Form, was für alemannische Autoren zwar selten, aber doch vorkommt, wenn die Reimmöglichkeiten dies befördern.<sup>26</sup> Zudem handelt es sich bei *ste* um eine Konjunktivform, für die laut ARNOLD SCHIROKAUER besondere Regeln der regionalen Verteilung gelten, insofern die Formen mit /ê/ auch von alemannischen Dichtern bevorzugt werden.<sup>27</sup> Ebenso findet sich eine Vielzahl von Reimen von altem Diphthong /ei/ auf neues /ei/ < /age/ (v. 433/434, 1007/08, 1055/56, 1293/94, 1553/54, 1607/08). Anders als bei Hiltbolt erscheint bei Ulrich mit *cleit : geleit* (v. 1171/72) aber auch ein Reim von altem /ei/ auf /ei/ < /ege/, was laut KONRAD ZWIERZINA in den alemannischen, aber nicht in den bairischen Mundarten möglich ist.<sup>28</sup>

Ebenfalls alemannischer Sprachgebrauch zeigt sich in der durchgängigen Verwendung der Formen *kam* und *kâmen* für das Präteritum des Verbs ‚kommen‘ (v. 151/152, 269/270, 577/588, 597/598, 611/612, 927/928, 963/964, 1077/78, 1209/10, 1697/98, 1797/98), im Bairischen stehen dagegen *kom* bzw. *kômen*.<sup>29</sup> Beson-

<sup>25</sup> Zu den schwäbisch-bairischen Isoglossen vgl. MANFRED RENN, Die Mundart von Schwangau. Im Rahmen der schwäbisch-bairischen Dialektlandschaft, in: Schwangau. Dorf der Königsschlösser, hg. von WILHELM LIEBHART, Sigmaringen 1996, S. 595–604, und EBERHARD KRANZMAYER, Die Schwäbisch-Bairischen Mundarten am Lechrain mit Berücksichtigung der Nachbarmundarten (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philologische und historische Klasse 1927,5), München 1927.

<sup>26</sup> PAUL [Anm. 19], S. 269, Anm. 1.

<sup>27</sup> ARNOLD SCHIROKAUER, Studien zur mhd. Reimgrammatik, in: PBB 47 (1923), S. 1–126, hier S. 37.

<sup>28</sup> ZWIERZINA [Anm. 23], Bd. 44, S. 396; zu weiteren Beispielen bei Ulrich vgl. ebd., S. 366.

<sup>29</sup> PAUL [Anm. 19], S. 246, Anm. 1.

ders aufschlussreich ist der Reim des Substantivs *cleit* mit *heit* in v. 641/642, wird diese Form des Indikativ Präteritum von *hân* ‚haben‘ doch von PETER WIEHL als selten und nur im Schwäbischen vorkommend bezeichnet.<sup>30</sup>

So lässt sich aus Ulrichs Sprachgebrauch seine Herkunft aus dem alemannischen, genauer dem schwäbischen Mundartgebiet nachweisen. Dabei fällt auf, dass passend zum Bemühen der Autoren, regionale zugunsten überregional verständlicher Formen zu vermeiden, die Zahl der Belege immer weiter abnimmt, je kleinräumiger die versuchte Lokalisierung ausgelegt ist. Im Falle Ulrichs heißt das, dass mithilfe des Reims von altem /ei/ auf /ei/ < /ege/ und der Präteritalformen *kam* und *kâmen* noch recht viele Belege für alemannischen Sprachgebrauch zu finden sind, jedoch bereits für die Eingrenzung auf das Schwäbische mit der Form *heit* nur ein Hinweis im verwendeten Korpus vorliegt. Und doch findet sich eine Spur in Ulrichs Reimgebrauch, die eine Verortung ins Ostschwäbische (d.h. also ins heutige Bayerisch-Schwaben) nahelegt: In v. 1219/20 des ‚Rennewart‘ reimt Ulrich *genozen* : (*valken*) *bozzen*, also das Partizip Präteritum zu (*ge*)*niezen* mit /o/ auf *valkenbôz* ‚Falkenstoß‘ mit /ô/. Man könnte diesen etymologisch unreinen Reim nach ZWIERZINA mit einem variablen Gebrauch von kurzem und langem *o* je nach Möglichkeiten oder Notwendigkeiten des Reims erklären.<sup>31</sup> Es wäre aber auch folgende Erklärung denkbar: Es ist bekannt, dass /ô/ im Ostschwäbischen einer Diphthongierung zu /oə/ unterliegt.<sup>32</sup> Für die Kurzvokale weist BOHNENBERGER – auch wenn seine Untersuchung erst das 15. Jahrhundert abdeckt – für das Schwäbische nach, dass im Reim „alte Kürze mit alter, nun diphthongisierter Länge gebunden wird.“<sup>33</sup> Dies gilt für die Vokale *a*, *i* und *o*; für den Reim /o/ : /ô/ gibt er

<sup>30</sup> Ebd., S. 275, Anm. 4.

<sup>31</sup> KONRAD ZWIERZINA, Zum Reimgebrauch Rudolfs von Ems, in: PBB 28 (1903), S. 425–453, hier S. 427 f.

<sup>32</sup> FRIEDRICH KAUFFMANN, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit, Berlin/New York 1978 (Nachdruck der Ausg. Straßburg 1890), S. 37 u. 73, Anm. 2.

<sup>33</sup> KARL BOHNENBERGER, Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im XV. Jahrhundert. Allgemeines und Vokale der Stammsilben, Wiesbaden 1971 (Neudruck der Ausg. Tübingen 1892), S. 17.

darüber hinaus zu bedenken, dass hier eine lautliche Ähnlichkeit von /o/ und dem aus /ô/ diphthongierten /oə/ gegeben ist: „Im Osten [= Ostschwäbischen] mochte zudem auch nach dem Lautwerte der [Mundart] der Abstand von o und oə gering erscheinen.“<sup>34</sup> So lässt sich der Reim *genozen : bozzen* bei Ulrich aus den spezifischen Lautverhältnissen des Ostschwäbischen erklären.

Obwohl für die beiden Autoren Hiltbolt von Schwangau und Ulrich von Türheim von ostschwäbischem Dialekt ausgegangen werden kann, lässt sich dieser in den erhaltenen schriftlichen Quellen aufgrund der Überlieferungsverhältnisse mittelalterlicher Dichtungen und der Verwendung einer um Überregionalität bemühten höfischen Dichtersprache nicht oder nur sehr punktuell nachweisen. So kann für Hiltbolt – vermutlich aufgrund der geringen Größe des überlieferten Liedkorpus – lediglich alemannischer Sprachgebrauch wahrscheinlich gemacht werden; bei Ulrich dagegen lässt sich diese Vermutung nicht nur sicher bestätigen, sondern auch auf das Schwäbische, ja sogar auf das Ostschwäbische eingrenzen. Dennoch bleibt zu konstatieren, dass es bei den mittelhochdeutschen Autoren keine Dialektdichtungen im heutigen Sinne gab, obwohl zur Mundart als täglicher Verkehrssprache gar keine Alternative existierte. Die höfische Dichtersprache als Phänomen der mittelhochdeutschen Literatur zeigt das Bemühen der Autoren, an den interregionalen literarischen Diskursen der Zeit teilzuhaben und zu diesem Zweck die Regionalismen in der eigenen Sprache so weit wie möglich zu vermeiden, um eine möglichst weitreichende Rezeption der eigenen Werke zu befördern.

#### IV. Adaption interregionaler Formen und Stoffe

Die Teilhabe an den literarischen Strömungen der Zeit über den regionalen Horizont hinaus zeigt sich bei beiden Autoren insbesondere an den literarischen Formen, derer sie sich bedienen, und bei den Stoffen, die sie in ihren Texten verarbeiten. So erscheint das Œuvre Hiltbolts als im wesentlichen frei von Inno-

<sup>34</sup> Ebd., S. 79.

vationen und eigenen Kreationen; stattdessen findet sich in ihm eine Vielzahl literarischer Entlehnungen von anderen Minnesängern. Viele der von ihm gewählten Strophenformen lassen sich dem romanischen Stil zuordnen, d. h. diese Formen kommen ursprünglich aus der altfranzösischen oder altprovenzalischen Dichtung und wurden später im Zuge eines kulturellen Austauschs von deutschsprachigen Dichtern aufgegriffen.

Dabei ist es in der altgermanistischen Forschung umstritten, ob Hiltbolt direkt von romanischen Vorbildern adaptierte oder ob er diese – gewissermaßen aus zweiter Hand – von anderen deutschsprachigen Dichtern übernahm. So weist sein Lied Nr. 14 die gleiche metrische Struktur auf wie ein Lied des provenzalischen Dichters Conon de Béthune (R. 1125); jedoch kann Hiltbolt diese auch über Vermittlung von Albrecht von Johansdorf kennengelernt haben, der diese Strophenform ebenfalls in einem Lied (MF 87,5) verwendet hat. Gleiches gilt für Hiltbolts Lied Nr. 20, das formal sowohl mit einem Lied des nordfranzösischen Trobadors Gace Brulé (R. 171) als auch mit einem Lied Hartmanns von Aue (MF 215,14) übereinstimmt. Während HUGO KUHN eher für eine Orientierung an den Dichtern der sogenannten ‚Hausen-Schule‘ plädiert,<sup>35</sup> verweist SILVIA RANAWAKE auf die Möglichkeit, dass Hiltbolt auf einer Fahrt ins Heilige Land selbst Trobadorlieder kennengelernt und sich für seine eigenen Lieder an diesen orientiert haben könnte.<sup>36</sup> Jedoch geht RANAWAKE dabei zum einen von einer Spätdatierung der Lieder Hiltbolts aus, die in der aktuellen Forschung nicht mehr für wahrscheinlich gehalten wird, zum anderen ist die Teilnahme an einer Orientfahrt für Hiltbolt nicht zu beweisen.

Die Frage der Quellen Hiltbolts ist trotz aller Diskussionen der Forschung letztlich nicht entscheidbar, zumal durch das Fehlen biographischer Daten ein persönliches Aufeinandertreffen mit romanischen Literaten weder bewiesen noch ausgeschlossen werden kann. Für den Phänotyp seiner Lieder bedeutet es frei-

<sup>35</sup> Vgl. HUGO KUHN, *Minnesangs Wende* (Hermaea N. F. 1), 2. Aufl., Tübingen 1967, S. 80.

<sup>36</sup> SILVIA RANAWAKE, *Höfische Strophenkunst. Vergleichende Untersuchungen zur Formentypologie von Minnesang und Trouvèrelid an der Wende zum Spätmittelalter* (MTU 51), München 1976, S. 341.

lich keinen Unterschied, ob Hiltbolt die romanischen Vorbilder aus erster oder zweiter Hand rezipierte, wie VOLKER MERTENS treffend zusammenfasst:

Für eine Neuanknüpfung führt man die Möglichkeit ins Feld, daß er über Norditalien die dort gepflegte Trobadorkunst aufgreifen konnte, für die Sekundärrezeption spricht der zur Formanlehnung tretende enge sprachliche Bezug auf die Lyriker der achtziger Jahre. Hiltbolts „Romanisieren“ ist in jedem Fall ein retrospektiver Zug, sowohl als bewußter Rückgriff auf die bereits übernommenen Formen wie auch allgemein auf die „Mode“ der Entlehnung. Romanisierende Formen waren schon in den neunziger Jahren eher die Ausnahme [...].<sup>37</sup>

Entscheidend ist also nicht die Frage der direkten oder indirekten Entlehnung, sondern vielmehr der Umstand, dass Hiltbolts Verwendung romanischer Formen ein nur geringes Maß an Innovation in seinem literarischen Schaffen zeigt (als originell erscheint vornehmlich sein ‚Schapellied‘ Nr. 2, in dem Einflüsse innovationsfreudiger Sänger wie Walther von der Vogelweide und Neidhart durchaus kreativ aufgegriffen werden).<sup>38</sup> So oder so hat Hiltbolt mit seinen Liedern Anteil an interregionalen literarischen Formen, die weit über den engen regionalen ostschwäbischen Raum hinausgreifen, entweder in den restlichen deutschen Sprachraum oder bis nach Frankreich.

Dies gilt ebenso für Ulrich von Türheim: Mit seinen drei bekannten Werken bearbeitet er gesamteuropäische interregionale Stofftraditionen, und entsprechend vielfältig sind auch die Quellen, auf die er sich für seine Texte stützt. Bei zwei der drei epischen Werke Ulrichs handelt es sich um Fortsetzungen unvollendet gebliebener Werke anderer Autoren. Das literarisch interessierte Publikum des Mittelalters zeigte ein großes Interesse daran, fragmentarisch überlieferte Texte vollenden zu lassen; ARMIN SCHULZ spricht in diesem Zusammenhang von einem „Willen zum ‚Weiter- und Zuendeerzählen‘“, von dem die mittelalterliche Literaturszene geprägt gewesen ist.<sup>39</sup> Ausdruck dieses Inte-

<sup>37</sup> MERTENS [Anm. 17], S. 298.

<sup>38</sup> Vgl. ebd., S. 303–307.

<sup>39</sup> ARMIN SCHULZ, Die Spielverderber. Wie ‚schlecht‘ sind die Tristan-Fortsetzer?,

resses der Leser/Hörer an Fortdichtungen vorhandener Werke ist deren fast durchgängige gemeinsame Überlieferung: So wird Wolframs von Eschenbach ‚Willehalm‘ zumeist gemeinsam mit Ulrichs von dem Türlin ‚Arabel‘ als Vorgeschichte und Ulrichs ‚Rennewart‘ als Fortsetzung überliefert, Gottfrieds von Straßburg ‚Tristan‘ gemeinsam mit einer oder beiden Fortsetzungen Heinrichs von Freiberg und Ulrichs. Dabei kam es dem Wunsch der Rezipienten nach einem ‚Zuendeerzählen‘ solcher Werke entgegen, dass sich ein Fortsetzer bezüglich der zu vollendenden Handlung auf bereits vorhandene Vorlagen stützen konnte, beispielsweise die altfranzösischen Quellen des Fragmentautors oder bereits vollständig vorhandene deutschsprachige Bearbeitungen des gleichen Stoffs.

Für die Fortsetzung des unvollendet gebliebenen ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg bediente Ulrich sich bei der Fortschreibung der Handlung beim mittelhochdeutschen Tristanroman des Eilhart von Oberge. Die altfranzösischen Vorlagen, die er für seinen (Wolframs ‚Willehalm‘ fortsetzenden) ‚Rennewart‘ benutzte, stellte ihm – und hier verbinden sich Regionalität und Interregionalität – der Augsburger Bürger Otto der Bogner zur Verfügung.<sup>40</sup> Sein nun selbst unvollendet gebliebener ‚Kliges‘ ist wiederum der Versuch einer Übersetzung eines Romans des französischen Autors Chrétien de Troyes. So zeigt sich an Ulrich von Türheim beispielhaft das regional gebundene literarische Wirken bei gleichzeitiger Teilhabe an literarischen Traditionen, die über ganz Europa wirksam waren.

## V. Literarisches Fortleben

Adaption vorgefundener Formen und Stoffe ist in der Literatur des Mittelalters eher die Regel als eine Ausnahme, entsprechend ist mit der Feststellung der Teilhabe an interregionalen literarischen Traditionen kein Werturteil über die künstlerische Quali-

in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 51,3 (2004; Sonderheft ‚Schlechte Literatur‘), S. 262–276, hier S. 265 f.

<sup>40</sup> STROHSCHNEIDER [Anm. 6], Sp. 29.

tät der Werke Hiltbolts und Ulrichs verbunden. Und auch wenn das Urteil der heutigen Literaturwissenschaft eher ungnädig ausfällt, ist damit noch nichts über die Wertschätzung ausgesagt, die einem Autor von seinen Zeitgenossen entgegengebracht wurde, wurde doch die Fähigkeit zur Adaption und Variation vorgefundener Muster im Mittelalter durchaus positiv bewertet.

So gilt Hiltbolt von Schwangau in der Forschung zumeist als ein epigonaler Nachfahre, der sich mit der Fortsetzung stilistischer Konventionen und der Nachahmung seiner großen Vorgänger begnügt und dessen Schaffen keine besondere Innovationskraft aufweist,<sup>41</sup> die nach heutigen Maßstäben einen wichtigen Aspekt dichterischer Kreativität und damit zusammenhängend auch literarischer Qualität darstellt. Doch gerade im Minnesang sind Adaption und Variation vorgefundener Muster geradezu gattungskonstitutiv. Und so erkennt auch VOLKER MERTENS bei Hiltbolt ein konservatives Dichtungsverständnis, das durchaus als Ausdruck eines bewussten Wiederaufleblassens alter Formen verstanden werden könne:

Hiltbolt nimmt bewußt die Rolle des Erben ein, der über die Tradition formal, sprachlich, motivisch und thematisch verfügt und sie neu kombiniert. [...] [B]estimmend bleibt die Orientierung an den Mustern der achtziger Jahre, an dem, was schon weiter weg ist und was daher einen neuen Reiz haben mag.<sup>42</sup>

Einen Hinweis zur zeitgenössischen Wertschätzung von Hiltbolts Strophen gibt deren Aufnahme in die großen Minnesang-Sammelhandschriften des 14. Jahrhunderts, die Große Heidelberger Liederhandschrift („Codex Manesse“) und die Weingartner Liederhandschrift.

Der für Hiltbolt in Ansätzen festgestellte Widerspruch zwischen zeitgenössischer Anerkennung und der Geringschätzung durch die moderne Forschung zeigt sich in noch deutlich gesteigerter Form auch für Ulrich von Türheim. Dieser wird zumeist als Musterbeispiel eines künstlerisch anspruchslosen literarischen Handwerkers angesehen, der weit hinter der Qualität derjenigen

<sup>41</sup> Vgl. WORSTBROCK [Anm. 4], Sp. 16.

<sup>42</sup> MERTENS [Anm. 17], S. 309.

Werke, die er fortzusetzen versucht, zurückbleibt. Legendär ist etwa das Urteil JACOB GRIMMS, beim ‚Rennewart‘ handle es sich um ein „unbeschreiblich langweilige[s] Gedicht“.<sup>43</sup> Und doch hat die vermeintliche Inferiorität Ulrichs gegenüber Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach das mittelalterliche Publikum nicht von einer breiten Rezeption seiner Werke abgehalten, was durch die handschriftliche Verbreitung der Texte im gesamten hochdeutschen Sprachgebiet heute noch augenfällig ist. So reichen die Provenienzen der Handschriften weit über den ostschwäbischen Entstehungsort der Texte hinaus: Während von Ulrichs ‚Kluges‘ nur Fragmente einer bairischen Handschrift erhalten sind, ist sein ‚Tristan‘ in sieben Handschriften überliefert. Diese stammen zwar zum Teil auch aus dem Alemannischen, weisen aber darüber hinaus bezüglich ihrer Schreibsprache einen auffälligen Schwerpunkt im Westmitteldeutschen auf. Der ‚Rennewart‘ Ulrichs ist mit seinen 41 Handschriften und Handschriftenfragmenten eines der am breitesten überlieferten epischen Werke des deutschen Mittelalters, wobei trotz der überregionalen dialektalen Verteilung im gesamten hochdeutschen Sprachraum (mit Ausstrahlungen bis ins Niederdeutsche) deutlich ein bairischer und schwäbischer Überlieferungsschwerpunkt feststellbar ist.<sup>44</sup>

Zweifellos verdanken Ulrichs ‚Tristan‘ und ‚Rennewart‘ ihre Popularität, insofern sie an der Menge der erhaltenen Handschriften ablesbar ist, zu einem Gutteil ihrer Überlieferung im Verbund mit den Werken Gottfrieds und Wolframs. Auch die vielfältige literarische Rezeption des ‚Rennewart‘ im 14. und 15. Jahrhundert<sup>45</sup> könnte eher dem Stoff als der konkreten Umsetzung und Bearbeitung geschuldet sein. Doch würde eine Reduktion auf diesen Erklärungsansatz zu kurz greifen, denn offensichtlich wurde Ulrichs Texten von seinen Zeitgenossen auch

<sup>43</sup> JACOB GRIMM, Rez. zu Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, hg. von F. H. VON DER HAGEN, B. J. DOCEN und J. G. BÜSCHING, Erster Band, Berlin 1809/1810, in: Heidelbergische Jahrbücher der Literatur 4 (1811), S. 145–158 und 161–166, hier S. 156.

<sup>44</sup> Vgl. zur Überlieferung der Werke Ulrichs von Türheim die Angaben im ‚Handschriftencensus‘: [www.handschriftencensus.de](http://www.handschriftencensus.de).

<sup>45</sup> Vgl. dazu STROHSCHNEIDER [Anm. 6], Sp. 37.

aufgrund ihrer literarischen Qualität hohe Wertschätzung entgegengebracht. Greifbar wird diese Wertschätzung etwa in den Erwähnungen Ulrichs in den Werken Rudolfs von Ems. Und so kommt es zu der paradoxen Situation, dass mit Rudolf von Ems ein auch unter Altgermanisten für seine Verskünste sehr hoch geschätzter Autor in seinen eigenen Romanen seinen Zeitgenossen Ulrich von Türheim für dessen (in den Augen der heutigen Forschung eher mediokres) literarisches Können lobt:

Es stellt sich allerdings die Frage, ob das Kriterium des ‚Stils‘ für das mittelalterliche Publikum eine ebensogroße Bedeutung hatte wie für uns heute. Die Lizenzen der volkssprachigen Literatur gegenüber den präskriptiven Vorgaben der lateinischen Rhetorik scheinen enorm gewesen zu sein: Rudolf von Ems, ein rhetorisch geschulter und stilistisch weitaus gefälliger Autor als Ulrich, zeigte sich von der ‚Kunst‘ seines Dichterkollegen am Stauferhof durchaus angetan.<sup>46</sup>

In seinem ‚Willehalm von Orlens‘ rühmt Rudolf Ulrich von Türheim, dieser könne *wol gûete maere / Ze maisterschefte tihten* und verfasse seine Texte *Mit so gûter spruche craft / Das ich mich der maisterschaft / Und der hohen wishait, / [...] Niht gelichen wil noch ensol* (v. 2258–2267).<sup>47</sup> Ob Rudolf hier – wie ARMIN SCHULZ meint – statt einer „durchgängige[n] Qualität“ der Dichtung nur eine „punktuelle Stilqualität“ Ulrichs hervorhebt, die an einigen Stellen seines Werks aufblitzt,<sup>48</sup> kann letztlich nicht mit Sicherheit entschieden werden. Zu konstatieren bleibt allein der Umstand, dass Ulrichs Werke von seinen Zeitgenossen durchaus wertgeschätzt wurden – auch wenn die Grundlagen dieser Wertschätzung den heutigen Lesern nicht mehr durchsichtig erscheinen mögen.

<sup>46</sup> SCHULZ [Anm. 39], S. 267.

<sup>47</sup> Zitiert nach Rudolf von Ems, Willehalm von Orlens, hg. aus dem Wasserburger Codex der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen von VICTOR JUNK (DTM 2), 2. Aufl., Dublin/Zürich 1967.

<sup>48</sup> SCHULZ [Anm. 39], S. 268.

## VI. Fazit

Anhand der (bayerisch-)schwäbischen Autoren Hiltbolt von Schwangau und Ulrich von Türheim können die vielfältigen Produktions-, Wirkungs- und Rezeptionszusammenhänge mittelalterlicher Autoren und ihrer Werke aufgezeigt werden. Dabei wird deutlich, dass diese nicht auf den engen lokalen Raum ihrer Entstehung eingeschränkt werden können, sondern stets in größere, den regionalen Rahmen überschreitende Kontexte eingebettet sind. Aus dieser Perspektive fördert eine regionale Literaturgeschichtsschreibung zwar wichtige Erkenntnisse über literarische Netzwerke zutage, sie kann sich aber nicht allein auf diese beschränken, sondern muss zugleich die Wechselwirkung regionaler mit überregionalen Bezugsrahmen in den Blick nehmen. Regionale Literaturgeschichte ist damit zwangsläufig immer auch interregional.